

# Zisterziensischer Sprachzauberer

## Zum Tod des Philosophen Jacques Derrida

MEDARD RITZENHOFEN\*

Die französische Zeitungslandschaft hat in jüngster Zeit wegen diverser Skandale, zweifelhafter Übernahmen und sinkender Auflagen nicht das, was man eine gute Presse nennt. Eines aber muss man ihr lassen: Die großen Blätter wissen, was sie den illustren Gestalten des Kulturlebens schuldig sind. Wenn Schriftsteller, Schauspieler oder Intellektuelle, in denen sich die Nation wiedererkannte und die Frankreich leuchten ließen, endgültig von der Bühne abtreten, stemmt die Presse über Nacht umfangreiche Dossiers und häufig ihre Ausgaben über das gängige Format. Beim Tod Jean-Paul Sartres am 15. April 1980 wurden in dieser Hinsicht Maßstäbe gesetzt. „Le Monde“ erinnerte auf über 20 Seiten an dessen Leben und Werk, „Libération“ veröffentlichte eine eigene, heute legendäre Sondernummer. Ganz soviel Ehre wurde dem am 9. Oktober 2004 im Alter von 74 Jahren verstorbenen Jacques Derrida nicht zuteil. Doch auf ein zehnsseitiges Supplement bei „Le Monde“ und sieben „Libé“-Seiten brachte es auch dieser Philosoph, der, wenn auch nicht so berühmt wie Sartre, dessen Ruf als bekanntester Denker Frankreichs übernommen hatte. Wenn vor einem Vierteljahrhundert die République de lettres mit Sartre den Kardinal einer Epoche französischer Geistesgeschichte zu Grabe getragen hatte,

so nahm sie mit Derrida vom letzten Musketier einer intellektuellen Generation Abschied, die dank Roland Barthes, Michel Foucault, Jacques Lacan, Pierre Bourdieu, Gilles Deleuze und Jean-François Lyotard dem streitbaren Feingeist à la française ein (vorläufig) letztes Mal Weltgeltung verschafft hatte.

Die Politik stand der Publizistik nicht nach. Staatspräsident Jacques Chirac, der auf einer Verkaufsvsitedurch China reiste, ließ wissen, dass Frankreich nicht nur Renault, Chanel und Kernkraft im Sortiment habe, sondern auch „der Welt einen der größten zeitgenössischen Philosophen geschenkt“ habe. François Fillon, der als Erziehungsminister „auf jene traditionellen Übungen des Geistes“ schwört, „die sich in der Schule der guten alten Zeit bewährt haben“, lobte Derrida dafür, dass er „viele Prinzipien unserer Philosophie umgestoßen“ habe. So vollmundig die Elogen Publizisten, Politikern und Philosophen von den Lippen gingen, so wenig entsprachen sie Derridas Wertschätzung zu Lebzeiten. Der eigenwillige Stil des gegen alle Strömungen andenkenden Derrida war alles andere als unumstritten. Während die einen in ihm den genialen Bahnbrecher eines neuen Philosophierens sahen, war er für die anderen ein virtuoser Blender, der mit unverständlichen Texten Spiegelfechtereibetrieb.

\* Medard Ritzenhofen lebt als freier Journalist in Paris / Straßburg.

Während Derrida eine wirkliche 'success story' in den USA erlebte, wo er regelmäßig als Gastdozent zwischen Harvard, Hopkins, Yale und dem kalifornischen Irvine pendelte, fasste er an den prestigeträchtigen Institutionen Frankreichs nie richtig Fuß. Die Ehre eines renommierten Pariser Lehrstuhls blieb ihm versagt, wohl auch, weil er sich zwischen alle Stühle setzte. Ohne ein jüdischer Philosoph zu sein, betonte er seine „unglaubliche Zugehörigkeit zum Judentum“. Derrida verstand sich als Linker, aber nicht im Sinne marxistischer Dogmatik. Sein Denken war subversiv, ohne dass er zum politischen Umsturz aufgerufen hätte. Radikale Skepsis hinderte ihn nicht, seine Hoffnung in eine „kommende Demokratie“ zu setzen, „die souverän ihre Souveränität infrage stellen würde“. 'La pensée derridienne' wandte sich gegen den Logozentrismus, wurzelte jedoch in den ältesten Traditionen europäischer Philosophie. Derrida war von Nietzsche wie von Hegel, von Heidegger und Lévinas beeinflusst. Als Vertreter des Poststrukturalismus und der Postmoderne wurde er bezeichnet, dabei war Derridas Denken keineswegs unstrukturiert, dafür aber umso zeitloser.

Die Ambiguität seiner intellektuellen Existenz schien von der Biographie vorgegeben. Als „un petit juif français d'Algérie“ hat sich Derrida selbst bezeichnet, der am 15. Juli 1930 als Kind einer jüdischen Familie in El-Biar nahe Algier zur Welt kam. Als Zwölfjähriger wurde er zum neuen Schuljahr 1942 wieder nach Hause geschickt. Der Direktor hatte die Anzahl der Juden in jeder Klasse von 14 auf 7 Prozent gesenkt. „Der Antisemitismus hat mich zutiefst verletzt. Diese Wunde hat sich niemals geschlossen... Nichts zählt mehr für mich als mein Judentum, das doch in vielerlei Hinsicht so wenig mein Leben beeinflusst“, hat Derrida später bekannt.

In den 1950er Jahren besucht er die École normale supérieure, wo er Freundschaft mit künftigen Großen seiner Generation schließt: Pierre Bourdieu, Michel Serres, Pierre Nora. Es ist

die Zeit, da Marxismus und Existentialismus, Psychoanalyse und Strukturalismus den Pariser Ideenkessel zum Siedepunkt treiben. Zu Beginn der 1960er Jahre arbeitet er als Assistent von Paul Ricoeur und Jean Wahl an der Sorbonne, bevor im Jahr 1967 mit der Publikation von drei Büchern sein eigener Stern am intellektuellen Himmel aufgeht. „De la Grammatologie“ (Minuit), „L'Écriture et la Différence“ (Seuil) und „La Voix et le Phénomène“ (PUF) tragen mit ihrer eigenwilligen Terminologie wie die „Spur“, der „Aufschub“, der „Ausschluss“, die „Verdrängung“ oder die „Andersheit“ einen neuen, unverwechselbaren Ton in die Philosophie. Derrida will von dem Einen und dem Wahren, das das abendländische Denken seit Platon umtreibt, nichts wissen. Er verabschiedet das Systemdenken, das um absolute Gewissheiten kreist. Marginales erscheint ihm allemal erhellender als Magistrales, Paradoxa geben ihm mehr als Pathos, Wahrheit erschließt sich im Widersprüchlichen. Ging es der Philosophie bislang darum, durch Ausschließen und Ausgrenzen von Möglichkeiten Identität zu gewinnen, so bricht Derrida auf in die Textmeere der Mehrdeutigkeit, um mit seinem hermeneutischen Ingenium Trouvaillen zu heben, die abseits der großen Denkrouten liegen.

### „Tout est langage“

Auch wer kaum etwas von Jacques Derrida gelesen hat, schreibt ihm jenen Dekonstruktivismus zu, von dem die wenigsten zu sagen wüssten, was er genau bedeutet. Obwohl sein Name mit dieser synthetischen Neuschöpfung aus Destruktion und Konstruktion verbunden bleibt, ließ sich selbst Derrida ungerne auf eine Definition ein. In den 1980er Jahren der letzte intellektuelle Schrei, hat der Dekonstruktivismus nie wirklich Schule gemacht. Dafür inspirierte er Künstler und Architekten wie Peter Eisenman, Bernard Tschumi, Daniel Libeskind oder Zaha Hadid, und hatte

1997 mit „Deconstructing Harry“ von Woody Allen sogar ein Gastspiel auf der Leinwand. Fünf Jahre später war Derrida selbst Titelheld eines Dokumentarfilms, der zumindest in New York und Los Angeles die Programmkinos füllte.

Schulbildend konnte Derridas Denken nicht werden, da es auf dem grundsätzlichen Misstrauen nicht nur gegenüber allen Maximen und Systemen, sondern auch gegenüber jeglicher Affirmation beruht. Nicht einmal als Technik oder Methode wollte Derrida den Dekonstruktivismus verstanden wissen. In einer langen Antwort auf die Frage „Qu'est-ce que la déconstruction?“ hat er in einem Gespräch 1992 zögerlich die vage Auskunft gegeben: „Si je voulais donner une description économique, elliptique de la déconstruction, je dirais que c'est une pensée de l'origine et des limites de la question 'qu'est-ce que?', la question qui domine toute l'histoire de la philosophie.“

Dekonstruktion nährt sich von Zweifeln, Ungewissheiten, Aporien, Umwegen. Der „journalistische Simplizismus“ war Jacques Derrida selbstredend ein Graus; von den im Brustton anti-ideologischer Überzeugung auftrumpfenden „Neuen Philosophen“ Bernard-Henri Lévy und André Glucksmann hielt er sich fern. Stattdessen hielt er sich an die Sprache. Dreh- und Angelpunkt seines Denkens war die Überzeugung: „tout est langage“. So kultivierte der Dekonstruktivismus eine schier endlose Exegese jeglicher Art von Texten, die bis in die verborgensten etymologischen Winkel Wörter und Sätze auseinandernimmt, um sie nach neuen Aspekten und Akzenten in nicht-hierarchischer Form wieder zu arrangieren. Dabei erwies sich Derrida als ungemein skrupulös im Umgang auch mit den scheinbar harmlosesten Wörtern. Akribische Lektüre war die Bedingung für assoziatives Nomadentum. Erst die zisterziensische Strenge in der Behandlung der Sprache erlaubte das grenzüberschreitende Mäandern zwischen allen Disziplinen. In-

dem er Worte auf die Goldwaage legte, brachte er sie zum Funkeln. So gesehen war der Dekonstruktivismus durchaus janusköpfig: Dem weitschweifigen und langatmigen Befragen eines Textes stand Derridas redege wandte und wortspielerische, immer neue Plots produzierende Lektüretechnik gegenüber. In den Ausruf von Aristoteles „O meine Freunde, es gibt keinen Freund“, biss sich Derrida regelrecht fest und machte ihn zum roten Faden seiner 500 Seiten umfassenden „Politik der Freundschaft“ (1994). Für nicht minder ergiebig befand er den ersten Satz des kommunistischen Manifests „Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus“. Von „Marx' Gespenster“ war Derrida umgehend beim Geist des Vaters von Hamlet. Über Paul Valéry's „Krise des Geistes“ kehrte er zurück zu einem Shakespeare-Satz in den Übersetzungen von Yves Bonnefoy und André Gide. Weil „die Zeit aus den Fugen ist“ kam er mit „Fug und Recht“ auf Heidegger und dessen Einwand „Wo ist da auch nur eine Fuge?“, woran sich eine eingehende „Interpretation des Un-Fugs (vom Sein als Anwesen und der Eigenheit des Eigenen gedacht oder nicht)“ anschloss. Und das alles auf wenigen Seiten. Unbedarftere Geister mochten ob solchen Spuks nur den Kopf schütteln. Dies um so mehr, als es Derrida in „Marx' Gespenster“ (1993) ordentlich spuken lässt, um auch diesem Wort auf den Grund zu gehen: „Es spukt: Das ist schwer zu übersetzen. Eine Frage des Wiedergängers und der Heimsuchung, gewiss, aber was noch? Das deutsche Idiom scheint die Wiedergängerei (la revenance) zu bezeichnen, aber in Form eines Verbs. Dieses sagt nicht, dass es Wiedergänger gibt, Gespenst(er) oder Phantom(e), es sagt nicht, dass es Erscheinung(en) gibt oder Spuk, es sagt noch nicht einmal, dass es (etwas) erscheint, sondern dass 'es gespenstert', dass 'es wiedergängert' (ça apparitionne).“

Es nimmt kaum Wunder, dass in solchen Abschweifungen häufig eher Raunen denn Aufklärung vernommen wurde, zumal die

windungsreichen Reflexionen nicht frei waren von affektierten Manierismen. Aber selbst die, die *Derrida* einen Scharlatan oder Schelm schalten, konnten ihm nicht seine stupende Kenntnis europäischer Philosophie und Literatur absprechen. *Derrida* ist einer der großen Leser des 20. Jahrhunderts gewesen, der wichtige Impulse von Schriftstellern wie *Joyce*, *Genet*, *Celan*, *Artaud*, *Blanchot* erhielt. „Mein stärkstes Interesse“ bemerkte *Derrida* mit Bezug auf *Mallarmé* „galt schon immer dem Bereich, wo das literarische Ereignis die Philosophie durchläuft und sogar überschreitet.“ So konfrontierte *Derrida* in seiner Parallelektüre „Glas“ (1974) *Hegels* Familienbegriff mit *Jean Genets* homosexuellem Liebesideal als miteinander korrespondierende Textkolonnen. Nicht verwunderlich ist auch, dass ihm die „poètes maudits“ teuer waren, nicht nur wegen ihrer literarischen Abgründigkeit und Verworfenheit, sondern weil er selbst jede Form von Literatur solange gegen den Strich las, bis sie ihre Geheimnisse preisgab. Subversiv war die Dekonstruktion im Sinne Sokrates', der das Hinterfragen als Maxime des Philosophierens etablierte, als die griechische Kultur dekadent zu werden begann. Als Jahrhunderte später *Descartes* den Zweifel zur ersten Bedingung des Seins erhob, war das Mittelalter mit seinem Latein am Ende. *Jacques Derrida* stellte die begriffsfixierte, logozentristische Denktradition des Abendlandes infrage, als die Weltgesellschaft sich in der postmodernen Gewissheit wähnte, dass alles möglich und machbar sei.

### Brückenschlag nach Frankfurt

Nicht überall stieß „die Dekonstruktion als Denken der Gabe und der nicht dekonstruierbaren Gerechtigkeit“ (*Derrida*) auf offene Ohren. So steht gerade *Derridas* Rezeption in Deutschland für ein besonderes Kapitel deutsch-französischer Geistesgeschichte. Mochte *Derrida* in den 1980er Jahren nicht nur in den USA, sondern auch in diversen bun-

desrepublikanischen Seminaren zur Kultfigur avancieren, so blieb die zweite Generation der Frankfurter Schule ihm gegenüber reserviert. Missverständnisse und Verstimmungen entzündeten sich an der völlig unterschiedlichen Lesart von *Heidegger*. Während die westdeutsche Avantgarde von *Adorno* bis *Habermas* kein gutes Haar an dem durch seine Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus kompromittierten Denker ließ, entwickelte dieser in Frankreich eine im wahren Sinne des Wortes unheimliche Anziehungskraft. Besonders *Derrida* fühlte sich von *Heideggers* Destruktion der Metaphysik angesprochen. Neben *Hegel*, von dem er sagte „on ne sort jamais de Hegel“, *Nietzsche* und *Husserl* war es die differentielle Lektüre *Heideggers*, die *Derrida* für sich fruchtbar machte. Während die Frankfurter den Pariser Kollegen Irrationalismus vorwarfen, konnten sich diese über die rechthaberischen Vertreter der Kritischen Theorie nur wundern. Doch konnten die deutschen Sozialpuristen in dem Sprachartist *Derrida* etwas anderes sehen als einen Sophisten, der die Wissenschaft an die Literatur verkaufte und die Philosophie der Rhetorik auslieferte? Als *Jürgen Habermas* 1980 den *Adorno*-Preis der Stadt Frankfurt erhielt, fehlte in seiner Dankesrede nicht der Seitenhieb auf die Pariser Denkungsart: „Mit modernistischer Attitüde begründen sie einen unveröhnlichen Antimodernismus und setzen der instrumentellen Vernunft manichäisch ein nur noch der Evokation zugängliches Prinzip entgegen, ob nun den Willen zur Macht oder die Souveränität, das Sein oder eine dionysische Kraft des Poetischen... In Frankreich führt diese Linie von *Georges Bataille* über *Foucault* zu *Derrida*.“

Zu solchen Ausfällen ließ sich *Jacques Derrida* nicht hinreißen, als er 21 Jahre später, im September 2001, mit dem nämlichen Preis geehrt wurde. Im Gegenteil. Seine Dankesrede erwies sich als nobler deutsch-französischer Brückenschlag, mit dem *Derrida* eine elegante Probe seiner „Politik der Freund-

schaft“ ablegte. Trotzdem überraschte es, als zwei Jahre später Jürgen Habermas und Jacques Derrida in einem gemeinsamen Appell eine publizistische Lanze für „Die Wiedergeburt Europas“ brachen. Die beiden Denker, die in der Vergangenheit kaum ins Gespräch gekommen waren, vollzogen einen programmatischen Schulterschluss, indem sie sich für ein Kerneuropa als Avantgarde im institutionellen Einigungsprozess stark machten.<sup>1</sup> Vorausgegangen war diesem Appell eine gewisse Politisierung von Derridas Schriften. Hatte dieser als engagierter Intellektueller schon früher seine Stimme gegen osteuropäische Diktaturen und die Apartheid in Südafrika erhoben, so warb Derrida in jüngster Zeit für eine europäische Demokratie „jenseits des Eurozentrismus“. In seinem letzten großen Buch „Voyous“ (2003) entfaltete er noch einmal seine unnachahmliche etymologische Freibeuterei, um eine Welt von „Schurken“ festzunageln, in der noch immer jenes Recht des Stärkeren herrscht, das jeden Staat, allen voran die USA, zum „rogue state“ macht.

Sucht man nach einem Testament Derridas, stößt man auf ein langes, überraschend persönliches „Le-Monde“-Gespräch vom 19. August 2004 unter der Überschrift „Je suis en guerre contre moi-même“. Dort hebt der alte Sprachzauberer zu einem leidenschaftlichen Hymnus auf sein Arbeitsmaterial an, das in keiner künftigen Anthologie zur französischen Sprache fehlen sollte. Umso lieber sei ihm an dieser Stelle das letzte Wort (natürlich im Original) überlassen: „Et de même que j’aime la vie, et ma vie, j’aime ce qui m’a constitué, et dont l’élément même est la langue, cette langue française qui est la seule

langue qu’on m’a appris à cultiver, la seule aussi dont je puisse me dire plus ou moins responsable. Voilà pourquoi il y a dans mon écriture une façon, je ne dirais pas perverse, mais un peu violente, de traiter cette langue. Par amour. L’amour en général passe par l’amour de la langue, qui n’est ni nationaliste ni conservateur, mais qui exige des preuves. Et des épreuves. On ne fait pas n’importe quoi avec la langue, elle nous préexiste, elle nous survit. Si l’on affecte la langue de quelque chose, il faut le faire de façon raffinée, en respectant dans l’irrespect sa loi secrète. C’est ça, la fidélité infidèle: quand je violente la langue française, je le fais avec le respect raffiné de ce que je crois être une injonction de cette langue, dans sa vie, son évolution. ...Laisser des traces dans l’histoire de la langue française, voilà ce qui m’intéresse. Je vis de cette passion, sinon pour la France, du moins pour quelque chose que la langue française a incorporé depuis des siècles. Je suppose que si j’aime cette langue comme j’aime ma vie, et quelque fois plus que ne l’aime tel ou tel Français d’origine, c’est que je l’aime comme un étranger qui a été accueilli, et qui s’est approprié cette langue comme la seule possible pour lui. Passion et surenchère.“

Seit den 1980er Jahren sind alle Werke von Jacques Derrida in den Éditions Galilée erschienen. In Deutschland hat der Suhrkamp Verlag von Anfang an Derridas Bücher veröffentlicht. Zuletzt erschienen: „Politik der Gastfreundschaft“ (2000); „Schurken“ (2003); „Marx & Sons“ (2004). Eine informative Einführung bietet der soeben erschienene Reclam-Band „Derrida: Die différance. Ausgewählte Texte hrsg. von Peter Engelmann.“

<sup>1</sup> Vgl. dazu *Medard Ritzenhofen*: Kerneuropa eurogaullistisch denken? Antiamerikanische Signale von Habermas, Derrida & Co. In: DOKUMENTE, 4/2003. S. 30–36.